

Oh, wie schön ist Uruguay

Die Menschen schätzen die Demokratie, sie mögen ihre Politiker, und die Stromerzeugung basiert fast vollständig auf Erneuerbaren. Und glücklich sind sie in Uruguay auch noch. Was machen sie hier eigentlich richtig?

Von Christoph Gürk



Die Zeiten sind schwierig, das weiß auch Raymond De Smedt. Der amerikanische Traum: zerplatzt. Das Gelobte Land: versunken in einem grausamen Krieg. Demokratien werden zu Diktaturen, blühende Länder zu gescheiterten Staaten, und viele Menschen wollen nur noch weg. Nicht De Smedt, er will bleiben, in Uruguay, „Ein einzigartiges Land.“

Es ist früher Vormittag in Rocha, Ost-Uruguay. Draußen, vor dem Fenster, hängen die Herbstwolken über den sanften Hügeln von De Smedts Hof. „El Alamo“ heißt die Estancia, 6000 Hektar Wald und Wiesen, dazu das Haupthaus, Baujahr 1860, dunkles Holz, knarrende Dielen.

Im Kamin prasselt das Feuer, daneben sitzt De Smedt, 86, geboren in Belgien, gelebt und gearbeitet aber hat er fast überall auf der Welt, in Südamerika und Singapur, in China und den USA, in Indonesien genauso wie in Russland. Vor zwei Jahrzehnten aber entschied er sich für Uruguay. „Würde ich immer wieder tun“, sagt er.

Das Land liegt eingeklemmt zwischen Brasilien und Argentinien, zwei Ländern also, deren Namen sich in den Reichtümern ableiten, die man hier fand oder zu finden hoffte, dem kostbaren Brasilholzbaum und Argentin, lateinisch für Silber.

Uruguay dagegen heißt so wegen eines gleichnamigen Flusses: „Republik göttlich des Uruguay“, so die offizielle Bezeichnung, mehr Ortsbeschreibung als Name, und allein das zeigt schon: So richtig wichtig war das Land noch nie.

1930 gewann man zwar die erste Fußball-WM, und eine Zeit lang galt Uruguay auch als die „Schweiz Südamerikas“. Langher. Im Sport ist Uruguay kein Angestrebter mehr, und auch mit der Sicherheit und dem Wohlstand geht es bergab: 10,6 Morde gab es voriges Jahr pro 100 000 Einwohner, doppelt so viele wie in den USA. Und in der Hauptstadt Montevideo schlafen teilweise ganze Familien auf der Straße.

Spätestens hier könnte man meinen, Raymond De Smedt habe sich geirrt bei der Wahl seiner neuen Heimat. Andererseits ist er aber auch nicht der Einzige, der Lobeslymnen auf Uruguay singt.

Antibiotika oder Hormone für Rinder? Sind hier schon längst verboten

Denn trotz der unbestreitbaren Probleme, der hohen Zahl an Schulabrechern, der Kriminalität, des geringen Bevölkerungswachstums, trotz alledem macht das Land einige Sachen auch sehr gut.

Beim „World Happiness Report“ liegt Uruguay vor Frankreich und Brasilien. Und bei den Indizes für Demokratieefektivität steht man gleich hinter, bei der Korruptionsbekämpfung noch vor Deutschland.

Uruguay hat das höchste Pro-Kopf-Einkommen Südamerikas und die niedrigste Armutsrate. Die Wirtschaft wächst, der CO₂-Ausstoß sinkt, und Populisten oder Rechtsextreme spielen in der Politik und Gesellschaft kaum eine größere Rolle.

Die britische Zeitschrift *The Economist* nannte Uruguay „Lateinamerikas Erfolgsgeschichte“, die *New York Times* schrieb von einem „stillen Wunder der Demokratie“. Höchste Zeit also zu fragen, was Uruguay besser macht als andere. Wer weiß? Vielleicht kann die Welt ja noch was lernen?

Eine der gängigsten Erklärungen für die Erfolge des Landes ist seine Größe und Bevölkerungsdichte. Auf einer Fläche doppelt so groß wie Österreich leben in Uruguay weniger Menschen als in Berlin. 3,5 Millionen laut letztem Zensus, dazu kommen noch einmal rund zwölf Millionen Rinder.

5000 davon gehören Raymond De Smedt. „Komm, ich zeig‘ sie dir“, sagt er, setzt seinen Hut auf und steigt ins Auto, vorne ein Angestellter am Steuer, hinten De Smedt auf dem Rücksitz. Der Pick-up holpert über Feldwege, durch Schlamm und Schlaglöcher. Vögel fliegen auf, ein Nandu reckt neugierig seinen langen Hals.

Dass er heute Rinder züchtet, sagt De Smedt, sei eine Art Rückkehr zu seinen Wurzeln. Damals, in Belgien, hätten seine Eltern ebenfalls Kühe und Kälber gehalten, und sie verkauften das Fleisch in der eigenen Metzgerei. Schon als Kind habe er mithelfen müssen, trotzdem schloss er die Schule ab, studierte Geologie und machte dazu noch einen Abschluss als Ingenieur.

In den Sechzigerjahren sei er dann in die Ölbranche eingestiegen, sagt De Smedt, und Anfang der Siebziger führte sein Beruf ihn erstmals nach Südamerika, Argentinien. Aber auch nach Uruguay. Schon damals habe er sich in das Land verliebt, nicht, weil es so viel zu bieten habe, im Gegenteil: „Es gibt hier eigentlich nichts.“ Uruguay habe kaum natürliche Reichtümer, die Böden seien im Vergleich mit den Nachbarländern zweitklassig, und selbst in der Hauptstadt Montevideo könne das Kulturangebot kaum mithalten mit Metropolen wie Buenos Aires, Rio de Janeiro oder São Paulo.

„Das, was dieses Land besonders macht, sind die Menschen“, sagt er. Das Auto schwankt und hüpfet jetzt immer heftiger. De Smedt muss sich am Handgriff festhalten. Die Erklärung, nach der Uruguay vor allem deshalb erfolgreich ist, weil es klein und dünn besiedelt ist, findet er zu einfach: Das sind andere schließlich. Anfang des 20. Jahrhunderts machte sie Uruguay für kurze Zeit zu einem der wohlhabendsten Länder der Welt und auch heute noch ist sie ein durchaus einträgliches Geschäft. Es ließe sich wohl noch viel mehr Gewinn machen, mit dem Einsatz von Hormonen, zum Beispiel, oder der prophylaktischen Vergabe von Antibiotika. Beides aber ist in Uruguay verboten, seit vierzig Jahren schon. Die meisten Rinder hier fressen den größten Teil ihres Lebens Gras, kein Kraftfutter, stehen auf der Weide, nicht im Maststall. Für die schnelle Gewichtszunahme und damit auch das Geschäft ist das schlecht, dafür aber gut für Tierwohl und Fleischqualität.

Man müsse sich ja nur die Rinderzucht ansehen. Anfang des 20. Jahrhunderts machte sie Uruguay für kurze Zeit zu einem der wohlhabendsten Länder der Welt und auch heute noch ist sie ein durchaus einträgliches Geschäft. Es ließe sich wohl noch viel mehr Gewinn machen, mit dem Einsatz von Hormonen, zum Beispiel, oder der prophylaktischen Vergabe von Antibiotika. Beides aber ist in Uruguay verboten, seit vierzig Jahren schon. Die meisten Rinder hier fressen den größten Teil ihres Lebens Gras, kein Kraftfutter, stehen auf der Weide, nicht im Maststall. Für die schnelle Gewichtszunahme und damit auch das Geschäft ist das schlecht, dafür aber gut für Tierwohl und Fleischqualität.

De Smedt will mit seiner Farm sogar noch einen Schritt weiter gehen. Er steigt jetzt aus dem Auto aus und geht zu einem Zaun. Auf der anderen Seite treiben zwei Gauchos gerade eine Herde Kühe und deren Kälber zu einer neuen Weide, stämmige Tiere, mit dichtem schwarzem Fell.

Durch den Weidewechsel, sagt De Smedt, könne das Gras optimal nachwachsen und so die maximale Menge an CO₂ binden. Klimaneutrale Rinderzucht sei das, und auch wenn sie bislang nicht profitabel ist, werde sie sich in Zukunft lohnen, allein schon, weil man keinen Dünger und keine Pestizide brauche, schließlich würden die Böden durch ihr Rotationssystem von allein besser. „Im Grunde schauen wir dem Gras beim Wachsen zu“, sagt De Smedt, und er klingt dabei wie ein echter Uruguayer, trotz leichtem belgischem Akzent.

Fährt man von der Estancia El Alamo Richtung Süden, kommt man vorbei an kleinen Dörfern, einstöckigen Häusern, baumbestanden Straßen. Nachbarn sitzen auf Campingstühlen auf dem Gehsteig, unterhalten sich, trinken Mate-Tee.

Längst machen auch die Uruguayer Witze über ihre angebliche Behäbigkeit. So erzählen sie gern, dass ihr Land der beste Zufluchtsort sei, sollte mal die Welt untergehen: In Uruguay käme selbst die Apokalypse mit zwanzig Jahren Verspätung an.

Der Wissenschaftler Nestor Da Costa kennt solche Witze natürlich auch. Lustig, keine Frage, sagt er in seinem Haus in Montevideo, aber eben auch nur die halbe Wahrheit. Denn 2013, zum Beispiel, war Uruguay das erste Land weltweit, das den Freizeitkonsum von Cannabis erlaubt hat. Und schon ein Jahr zuvor wurden Abtreibungen legalisiert, als zweiter Staat in Lateinamerika.

Die Kirche hat nichts zu sagen, es gibt nicht mal Weihnachten und Ostern

Diese Liste ließe sich noch weiterführen: 1913, Scheidung auf Wunsch der Frau, 1877, Einführung der allgemeinen Schulpflicht – vier Jahrzehnte vor Deutschland. „In vielen Bereichen ist Uruguay sehr fortschrittlich“, sagt Da Costa, und das wiederum hänge direkt mit einer weiteren Besonderheit des Landes zusammen: der strikten Trennung von Kirche und Staat. Offiziell gibt es nicht einmal Weihnachten und Ostern in Uruguay, sondern nur einen „Tag der Familie“, und die „Tourismus-Woche“. „Wahrscheinlich sind wir der laizistischste Staat der Welt“, sagt Da Costa.

Es ist Freitagnachmittag, kurz nach 17 Uhr. Da Costa ist von der Universität nach Hause gekommen: 64 Jahre alt ist er, Pullunder und Brille, er ist einer der führenden Religionssoziologen im Land. Wobei: „Viele von uns gibt es hier ohnehin nicht.“

Dass seine Heimat anders ist als andere Länder, habe er schon als Kind gemerkt: Eine Tante habe ihn damals zu einem Ausflug mit nach Argentinien genommen, Uruguays Nachbarland, wo Artikel 2 der Verfassung die Regierung verpflichtet, den katholischen Glauben zu fördern. Damals, sagt Da Costa, sei er staunend durch die Straßen von Buenos Aires gegangen. „Die Menschen haben sich bekreuzigt, einfach nur, weil sie an einer Kirche vorbeigekommen sind!“ Dazu hätten sogar in den Kiosken christliche Zeitschriften gelegen. „Unvorstellbar in Uruguay“, sagt er.

Lateinamerika gilt eigentlich als „katholischer Kontinent“, mit über einer halben Milliarde Gläubigen, mehr als hundert Millionen davon allein in Brasilien. Wie viele Menschen aber in Uruguay getauft sind oder einer wie auch immer getauerten Kirche angehören, darüber gibt es keine offiziellen Angaben. „Glauben ist Privatsache“, sagt Da Costa. Deshalb werde sie mehr als hundert Jahren im Zensus nicht mehr nach Religionszugehörigkeit gefragt.

All das habe natürlich historische Gründe: Die katholische Kirche hätte sich nie sonderlich für Uruguay interessiert, zu wenig Menschen, zu wenig Schätze. So kam es, dass der Klerus kaum Widerstand leisten konnte, als die Kinder der reichen Familien Anfang des 19. Jahrhunderts von Reisen nach Frankreich die Ideen der dortigen Revolution mitbrachten, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, aber auch die Ablehnung gegenüber Glauben und Religion.

Erst hätte man sich nur lustig gemacht über die Katholiken, sagt Da Costa, mit öffentlichen Grillfesten, veranstaltet ausge-rechnet am Fastentag Karfreitag. „Und das auch noch direkt vor den katholischen Kirchen.“ Bald aber wurden auch erste Gesetze und Vorschriften erlassen: 1859 verwies man die Jesuiten des Landes, und zwei Jahre später wurden die Friedhöfe verstaatlicht. Seit 1917 ist die Trennung von Kirche und Staat sogar in der Verfassung festgeschrieben. Zwei Dutzend Dörfer und Städte mussten daraufhin ihre Namen wechseln, weil die sich auf Heilige bezogen. Aus Santa Isabel, einer Ortschaft in der Landesmitte, wurde etwa Paso de los Toros.

Kreuze wurden aus den Klassenzimmern verbannt, der Religionsunterricht abgeschafft. Stattdessen, sagt Da Costa, seien die Kinder angehalten worden, die Nationalhymnen zu verehren, José Artigas zum Beispiel, einen General und Politiker, der als „Vater der Unabhängigkeit“ gilt. Auch Da Costa musste in der Schule eine Hymne ihm zu Ehren singen. Er kann den Text noch heute: „Vater unser Artigas, Herr unserer Erde.“ Und nein: Es sei bestimmt kein Zufall, dass all das wie ein Gebet klingt.

Ziel sei es gewesen, eine *religiös civil* zu schaffen, eine Bürger-Religion, in dem man nicht an den Gott im Himmel glaubt, sondern an den Staat und seine Institutionen, sagt Da Costa. Während es anderswo die katholische Kirche war, die sich um das Wohlbefinden der Menschen kümmerte, übernahm das in Uruguay schon früh die öffentliche Hand, mit staatlichen Schulen, Krankenhäusern und sogar Begräbnissen.

Aber hat das funktioniert? Glauben die Menschen in Uruguay tatsächlich mehr an den Staat? „Auf jeden Fall“, sagt Da Costa. In den Neunzigerjahren schwappte eine Privatisierungswelle durch ganz Südamerika, Staatsfirmen wurden verkauft, und die Regierung in Montevideo hatte damals Ähnliches vor. Aber es gab davor eine Volks-

che angehören, darüber gibt es keine offiziellen Angaben. „Glauben ist Privatsache“, sagt Da Costa. Deshalb werde sie mehr als hundert Jahren im Zensus nicht mehr nach Religionszugehörigkeit gefragt.

All das habe natürlich historische Gründe: Die katholische Kirche hätte sich nie sonderlich für Uruguay interessiert, zu wenig Menschen, zu wenig Schätze. So kam es, dass der Klerus kaum Widerstand leisten konnte, als die Kinder der reichen Familien Anfang des 19. Jahrhunderts von Reisen nach Frankreich die Ideen der dortigen Revolution mitbrachten, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, aber auch die Ablehnung gegenüber Glauben und Religion.

Erst hätte man sich nur lustig gemacht über die Katholiken, sagt Da Costa, mit öffentlichen Grillfesten, veranstaltet ausge-rechnet am Fastentag Karfreitag. „Und das auch noch direkt vor den katholischen Kirchen.“ Bald aber wurden auch erste Gesetze und Vorschriften erlassen: 1859 verwies man die Jesuiten des Landes, und zwei Jahre später wurden die Friedhöfe verstaatlicht. Seit 1917 ist die Trennung von Kirche und Staat sogar in der Verfassung festgeschrieben. Zwei Dutzend Dörfer und Städte mussten daraufhin ihre Namen wechseln, weil die sich auf Heilige bezogen. Aus Santa Isabel, einer Ortschaft in der Landesmitte, wurde etwa Paso de los Toros.

Kreuze wurden aus den Klassenzimmern verbannt, der Religionsunterricht abgeschafft. Stattdessen, sagt Da Costa, seien die Kinder angehalten worden, die Nationalhymnen zu verehren, José Artigas zum Beispiel, einen General und Politiker, der als „Vater der Unabhängigkeit“ gilt. Auch Da Costa musste in der Schule eine Hymne ihm zu Ehren singen. Er kann den Text noch heute: „Vater unser Artigas, Herr unserer Erde.“ Und nein: Es sei bestimmt kein Zufall, dass all das wie ein Gebet klingt.

Ziel sei es gewesen, eine *religiös civil* zu schaffen, eine Bürger-Religion, in dem man nicht an den Gott im Himmel glaubt, sondern an den Staat und seine Institutionen, sagt Da Costa. Während es anderswo die katholische Kirche war, die sich um das Wohlbefinden der Menschen kümmerte, übernahm das in Uruguay schon früh die öffentliche Hand, mit staatlichen Schulen, Krankenhäusern und sogar Begräbnissen.

Aber hat das funktioniert? Glauben die Menschen in Uruguay tatsächlich mehr an den Staat? „Auf jeden Fall“, sagt Da Costa. In den Neunzigerjahren schwappte eine Privatisierungswelle durch ganz Südamerika, Staatsfirmen wurden verkauft, und die Regierung in Montevideo hatte damals Ähnliches vor. Aber es gab davor eine Volks-

che angehören, darüber gibt es keine offiziellen Angaben. „Glauben ist Privatsache“, sagt Da Costa. Deshalb werde sie mehr als hundert Jahren im Zensus nicht mehr nach Religionszugehörigkeit gefragt.

All das habe natürlich historische Gründe: Die katholische Kirche hätte sich nie sonderlich für Uruguay interessiert, zu wenig Menschen, zu wenig Schätze. So kam es, dass der Klerus kaum Widerstand leisten konnte, als die Kinder der reichen Familien Anfang des 19. Jahrhunderts von Reisen nach Frankreich die Ideen der dortigen Revolution mitbrachten, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, aber auch die Ablehnung gegenüber Glauben und Religion.

Erst hätte man sich nur lustig gemacht über die Katholiken, sagt Da Costa, mit öffentlichen Grillfesten, veranstaltet ausge-rechnet am Fastentag Karfreitag. „Und das auch noch direkt vor den katholischen Kirchen.“ Bald aber wurden auch erste Gesetze und Vorschriften erlassen: 1859 verwies man die Jesuiten des Landes, und zwei Jahre später wurden die Friedhöfe verstaatlicht. Seit 1917 ist die Trennung von Kirche und Staat sogar in der Verfassung festgeschrieben. Zwei Dutzend Dörfer und Städte mussten daraufhin ihre Namen wechseln, weil die sich auf Heilige bezogen. Aus Santa Isabel, einer Ortschaft in der Landesmitte, wurde etwa Paso de los Toros.

Kreuze wurden aus den Klassenzimmern verbannt, der Religionsunterricht abgeschafft. Stattdessen, sagt Da Costa, seien die Kinder angehalten worden, die Nationalhymnen zu verehren, José Artigas zum Beispiel, einen General und Politiker, der als „Vater der Unabhängigkeit“ gilt. Auch Da Costa musste in der Schule eine Hymne ihm zu Ehren singen. Er kann den Text noch heute: „Vater unser Artigas, Herr unserer Erde.“ Und nein: Es sei bestimmt kein Zufall, dass all das wie ein Gebet klingt.

Die Rinder in Uruguay stehen nicht in Ställen, sondern auf Weiden, fressen Gras, kein Kraftfutter. Und durch den Weidewechsel sollen die Herden bald auch noch klimaneutral sein. Foto: MARTIN SILVA/MAUDITUS IMAGES

befragung – und eine Mehrheit sprach sich gegen die Pläne aus: lieber Staat als privat.

Das Vertrauen in die Institutionen sei groß, sagt Da Costa, auch das in die Politiker. Der berühmteste von ihnen: José Pepe Mujica, linker Guerillero in den Siebzigern, Staatschef von 2010 bis 2015, im Mai dieses Jahres verstorben.

Sein Präsidentenamt spendete Mujica größtenteils, und statt Limousine fuhr er am liebsten einen klapprigen blauen VW-Käfer. Es kam sogar vor, dass er, der Staatschef, Anhalter mitnahm: Na, wo soll's denn hingehen?

Während der Militärdiktatur in Uruguay von 1973 bis 1985 saß Mujica für mehr als ein Jahrzehnt im Gefängnis, teilweise in Einzelhaft, mit Ameisen als einziger Gesellschaft. Als Präsident sprach er sich trotzdem dagegen aus, die Junta-Verbrecher vor Gericht zu stellen. Von Menschenrechtsverbänden wurde er dafür kritisiert, Mujica aber sagte, Gerechtigkeit habe immer auch „den Gestank von Rache“. Viel wichtiger sei es, auf Gegner zugehen.

„Dieser Wille zum Konsens ist sehr typisch für uns“, sagt Da Costa. Und Ramón Méndez geht ein Stück noch weiter: Er glaubt, dass der Wille zur Einigung ein weiteres Erfolgsgeheimnis seines Landes ist.

Méndez empfängt an der Tür seines Hauses, grauer Bart, altes T-Shirt. Er kommt gerade von der Gartenarbeit, sagt er. Jetzt aber: Bitte reinkommen! Er führt in einen kleinen Raum, halb Wohnzimmer, halb Büro. An der Wand: ein Teppich mit indigenen Motiven. Auf einem kleinen Tisch: Bildbände über Pflanzen und Uruguay.

Ramón Méndez lässt sich auf die Couch fallen. 64 Jahre ist er alt, ein Physiker, der den ersten Teil seines Berufslebens darauf verwandt hat, den Urknall und die Anfänge unseres Universums zu erforschen.

Heute geht es ihm weniger um die Vergangenheit als um Gegenwart und Zukunft: Ramón Méndez gilt als Vordenker der Energiewende in Uruguay. In nur eineinhalb Jahrzehnten hat das Land es geschafft, seine Stromerzeugung fast vollständig auf Erneuerbare umzustellen, auf Wasser, Wind, Sonne, Biomasse. „Letztes Jahr waren es 99,1 Prozent“, sagt Méndez.

Natürlich: Andere Länder haben ähnliche gute Energiebilanzen, Norwegen, zum Beispiel, oder Nepal. Dort aber gibt es auch schroffe Berge und reißende Flüsse, die man aufstauen kann. In Uruguay aber ist die höchste Erhebung gerade mal 513 Meter hoch.

Und auch wenn es ein paar Staudämme gibt und diese lang auch Energie lieferten, reichte dies Anfang der Nullerjahre nicht mehr aus. Damals boomte die Wirtschaft, die Armut sank, und Uruguay musste massiv Öl und Gas für Kraftwerke importieren, um seinen Energiebedarf zu decken.

All das war teuer, die Regierung suchte deshalb nach Lösungen und landete so erst einmal bei der Atomkraft. „Ich habe mich damals gefragt: Ist das wirklich die beste Alternative?“, sagt Méndez. Er fing an, Studien zu lesen, mit Experten zu sprechen, selbst Berechnungen anzustellen. „Ich fand, dass ich das meinem Land als Physiker schuldig bin“, sagt Méndez.

Ziemlich schnell sei er dann zu dem Schluss gekommen, dass nicht Atom-, sondern erneuerbare Energien die beste Option seien. Er zählt das jetzt mal auf: geringere Kosten, keine Emissionen, mehr Jobs, Unabhängigkeit.

Sogar eine Art Fahrplan für eine mögliche Energiewende in seiner Heimat habe er geschrieben – und der landete dann auf dem Schreibtisch des Präsidenten. „Kleines Land eben“, sagt Méndez und zuckt mit dem Schulter.

2008 wurde er Sekretär für Energie und blieb es auch, als 2009 ein neuer Präsident die Wahlen in Uruguay gewann, José Pepe Mujica. Dieser habe damals eine Bedingung an ihn gestellt: Bevor die Energiewende von der Theorie in die Praxis umgesetzt werden könne, bräuchte es einen breiten Konsens, über alle Parteien hinweg. So entstand eine Kommission, besetzt mit Mitgliedern der Regierung, ebenso wie mit Politikern der Opposition. „Wir haben Zahlen verglichen und die beste Lösung für Uruguay gesucht“, sagt Méndez – und am Ende seien sich alle einig gewesen, dass es die Erneuerbaren sind.

In einer Zimmerecke vor einem Regal stehen Modelle von Windrädern. Solche, sagt Méndez, seien bald überall im Land gebaut worden, und Solaranlagen. Widerstand aus der Bevölkerung habe es dabei kaum gegeben. Im Gegenteil: „Alle waren sich ja von Anfang an einig, dass es das Beste für Uruguay ist“, sagt Méndez.

Fünf Milliarden US-Dollar an Investitionen seien dann über Energiewendeprojekte ins Land geflossen, 50 000 Jobs entstanden, sagt Méndez. Und natürlich könne man diese Erfolge nicht einfach so reproduzieren, eine Lektion aber bietet Uruguay der Welt: „Ohne Konsens geht es nicht“, sagt er, und das ist auch das, was er immer wieder auf den Konferenzen und Tagungen sagt, zu denen er auf der ganzen Welt eingeladen wird.

Der „Trump-Effekt“: Sehr viele Einwanderer kommen gerade aus den USA

Grünes Vorzeigeland, stabile Demokratie, entspanntes Leben: Die Erfolge Uruguays scheinen sich langsam herumzusprechen. Eine Britin, die in Montevideo seit Jahren als Beraterin für Einwanderer arbeitet, sagt, dass sich bei ihr die Anfragen zu-letzt vervierfacht hätten, vor allem aus den USA. Ähnliches würden auch Umzugsfirmen berichten. „Der Trump-Effekt“, sagt sie und dass Uruguay es Immigranten sehr einfach mache: Für eine Aufenthaltsgenehmigung sei nur der Nachweis über ein Einkommen notwendig, dazu ein Führungszeugnis, ein fester Wohnsitz und ein paar Impfungen. „Das war’s.“

Nur einen Tipp würde sie den potenziellen Neuankömmlingen mit auf den Weg geben, sagt die Beraterin: „Langsam machen.“ Glücklicherweise in Uruguay vor allem die Menschen, die ein ruhiges Leben suchen.

Raymond De Smedt muss man das nicht mehr sagen. Auf seiner Farm ist das Feuer im Kamin zwar heruntergebrannt, dafür glühen draußen auf der Terrasse die Kohlen im Grill. Auf dem Tisch: ein großer Teiler mit Fleisch aus eigener Produktion.

Längst hat sich De Smedt aus dem täglichen Geschäft zurückgezogen, seine Tochter leiten jetzt die Estancia, aus der Ferne allerdings, denn eine lebt in Paraguay, die andere in Holland. De Smedt dagegen sagt, er könne sich keinen schöneren Ort zum Leben vorstellen als Uruguay. Dann verabschiedet er sich, es ist kurz nach 13 Uhr: Zeit für die Siesta.